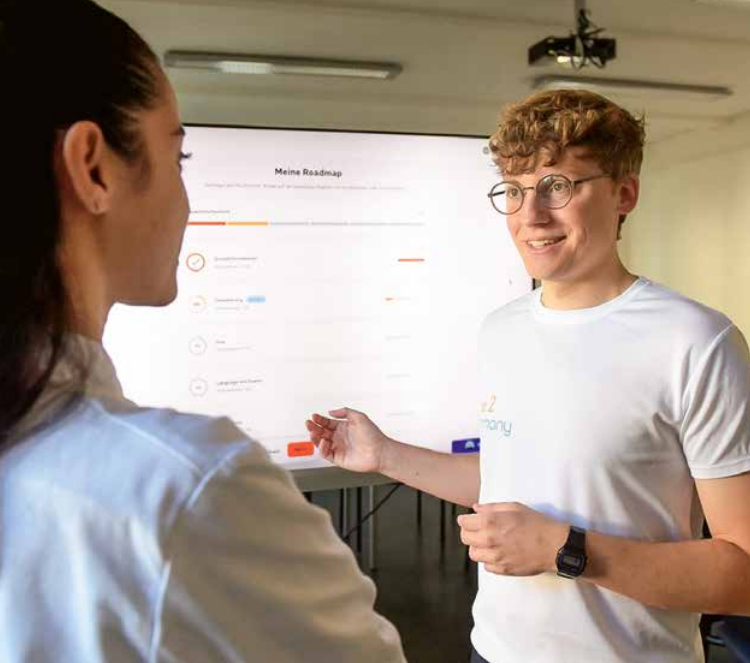




Gründer René Rheimann erklärt einer Ärztin den Weg der Berufsankennung anhand der Get2Germany-Roadmap

Der lange Weg zum weißen Kittel

Der Mangel an medizinischem Personal beginnt oft nicht erst in Krankenhäusern und Praxen. Zwischen Sprachprüfung, Approbation und föderaler Bürokratie verlieren internationale Ärztinnen und Ärzte wertvolle Zeit. Das Start-up Get2Germany macht aus dem Labyrinth einen planbaren Weg.

Eine Ärztin aus Indien möchte in Deutschland arbeiten. Noch bevor sie ein Visum beantragt, muss sie Zeugnisse zusammentragen, Übersetzungen beauftragen, Beglaubigungen beschaffen und eine Frage beantworten, die ihre gesamte weitere Laufbahn bestimmt: In welchem Bundesland soll sie arbeiten? Berlin, Brandenburg oder Bayern? Die Antwort entscheidet über Behörden, Fristen und Verfahren. Erst danach beginnt der eigentliche Weg. Für viele internationale Ärztinnen und Ärzte dauert dieser Weg zweieinhalb Jahre.

René Rheimann kennt ihn bis ins Detail. Der Mediziner studierte an der Charité – Universitätsmedizin Berlin und leitete bereits während der Coronapandemie als Student ein Impfzentrum. Dort arbeitete er erstmals eng mit Ärztinnen und Ärzten zusammen, die ihre Approbation in Deutschland erst noch erwerben mussten. Fast jedes Gespräch führte früher oder später zum selben Thema: fehlende Informationen, widersprüchliche Zuständigkeiten, langwierige Verfahren.

„Jede und jeder hat über Probleme im Anerkennungsprozess gesprochen“, erinnert sich Rheimann. „Uns war relativ früh klar, dass wir genau dafür eine Plattform bauen wollten.“

Im Frühjahr 2024 haben er und sein Mitgründer, Wirtschaftsinformatiker Pasha Alidadi, Get2Germany gegründet. Heute begleitet das Unternehmen aus der Startup Villa der Freien Universität Berlin am Zukunftsort Südwest mehr als 3 500 Ärzt:innen aus über 80 Ländern. Die Plattform übersetzt einen hochkomplexen Verwaltungsprozess in eine nachvollziehbare Abfolge einzelner Schritte – von der Entscheidung für ein Bundesland über Sprachprüfungen und Dokumentenmanagement bis zur ersten Stelle im Krankenhaus.

„Der eigentliche Anerkennungsprozess folgt zwar festen Regeln“, erklärt Rheimann, „in der Praxis gleicht er jedoch einem Labyrinth.“ Je nach Herkunftsland unterscheiden sich die Voraussetzungen und Nachweise. Hinzu kommen 16 Bundesländer mit jeweils eigenen Abläufen. Zuständig sind Gesundheitsbehörden, Ärztekammern, Sprachschulen, Übersetzungsstellen, Visa- und Ausländerbehörden. Für jemanden, der noch kein Deutsch spricht, entsteht daraus ein System, das selbst Fachleute nicht auf Anhieb überblicken.

Wer Medizin außerhalb der Europäischen Union studiert hat, muss zunächst Deutsch bis zu einem bestimmten Level lernen und anschließend eine medizinische Fachsprachprüfung bestehen. Es folgen die Anerkennung der Ausbildungsunterlagen, eine Berufserlaubnis und schließlich die Kenntnisprüfung, deren Anforderungen dem deutschen Staatsexamen weitgehend entsprechen. Erst danach wird die Approbation erteilt. „Die Komplexität musst du als Arzt oder Ärztin aber nicht selbst verstehen“, sagt Rheimann. „Das haben wir schon getan.“

Dabei versteht sich Get2Germany ausdrücklich nicht als klassische Vermittlungsagentur. Im Mittelpunkt stehen für das Unternehmen nicht Stellenangebote, sondern die Menschen hinter den Lebensläufen. Die Plattform kombiniert digitale Prozesse mit persönlicher Beratung und wertet kontinuierlich Erfahrungen aus tausenden Verfahren aus. Viele Probleme ähneln sich, obwohl jede Biografie anders verläuft. Genau daraus entsteht der eigentliche Mehrwert.

Auch politisch zeigt das Projekt eine strukturelle Besonderheit. Obwohl Deutschland dringend medizinische Fachkräfte sucht, bleibt die Anerkennung weitgehend föderal organisiert. Kleinere Vereinheitlichungen sind auf den Weg gebracht. Ein bundesweit einheitliches Verfahren ist jedoch nicht absehbar. Die Länder haben über Jahre eigene Strukturen aufgebaut – langsam, oft bürokratisch, aber funktionierend.

Während die Politik über Zuständigkeiten diskutiert, geht der Alltag weiter. Internationale Ärztinnen und Ärzte lernen Deutsch, sammeln Dokumente, warten auf Bescheide und bereiten sich auf Prüfungen vor. Irgendwann beginnt tatsächlich der erste Dienst im Krankenhaus. Er markiert dann jedoch nicht das Ende ihrer Reise. Sondern ihr vorläufiges Ziel. ■rb

POTENZIAL

Das WISTA-Magazin | 5_2026 | Medizin



Eine FASTPART-Mitarbeiterin entformt ein 3D-gedrucktes Lasersinterenteil aus Polyamid

Mehr als ein Drucker

3D-Druck beginnt nicht erst an der Maschine. FASTPART Kunststofftechnik aus Marzahn begleitet Kunden von der ersten Idee über den Prototyp bis zur Kleinserie und fertigt dabei auch Teile für die Medizintechnik.

Präzise stößt die Düse den flüssigen Kunststoff aus. Schicht für Schicht wächst ein Gebilde hinter dem Sichtfenster aus Glas. Noch ist es kein fertiges Produkt. Es ist ein Prototyp: etwas, das sich prüfen, verändern, vorzeigen und später vielleicht in kleiner Serie fertigen lässt. Irgendwann wird daraus ein Gerät, das gekauft, in Maschinen eingebaut oder im medizinischen Alltag genutzt werden kann.

Von außen sieht 3D-Druck nach einem geradlinigen Prozess aus: digitale Datei hinein, fertiges Teil heraus. Für einfache Modelle mag das stimmen. In der industriellen Praxis beginnt die Arbeit jedoch meist früher. Und sie ist nicht beendet, wenn die Maschine stoppt.

Die FASTPART Kunststofftechnik GmbH setzt im CleanTech Business Park Berlin-Marzahn genau dort an. „Oft kommen unsere Kunden mit nicht viel mehr als einer Idee oder einer Skizze zu uns“, sagt Geschäftsführerin Aranka Waßmann. „Wir begleiten sie dann von der Konstruktion über den Prototypenbau bis zum fertigen Teil.“

Das Unternehmen gibt es seit 1997. Aus dem Dienstleister für Rapid-Prototyping ist ein Betrieb mit rund 30 Beschäftigten geworden, der Prototypen, Einzelteile sowie Vor- und Kleinserien aus Kunststoff fertigt. Der alte Begriff klingt heute etwas aus der Zeit gefallen. Der Kern dahinter ist geblieben: Bauteile entstehen schnell, nah an der Entwicklung und oft lange bevor sich eine klassische Serienfertigung lohnt.

Hinter dem heutigen Sammelbegriff 3D-Druck stehen bei FASTPART mehrere Verfahren, die je nach Bauteil, Oberfläche, Belastung und Stückzahl eingesetzt werden. Beim Lasersintern entstehen robuste Bauteile aus Polyamidpulver. Das Stereolithografie-Verfahren liefert besonders genaue Teile mit glatterer Oberfläche. Für Vor- und Kleinserien setzt FASTPART außerdem auf Vakuumguss.

IMPRESSUM

Herausgeberin: WISTA Management GmbH, Bereich Kommunikation, Rudower Chaussee 17, 12489 Berlin
Telefon: +49 30 6392-2213 // E-Mail: mory@wista.de // Redaktion/V. i. S. d. P.: Peggy Mory
Autoren: Rico Bigelmann (rb); Kai Dürfeld (kd) // © Fotos: S. 1 + 2: FASTPART Kunststofftechnik GmbH;
S. 3: Kiso Health GmbH; S. 4: Ufuk Ucta // Die nächste Ausgabe erscheint Anfang November 2026.





FASTPART-Unternehmenssitz

Dabei wird aus einem Prototyp zunächst eine Silikonform hergestellt, mit der sich kleinere Stückzahlen fertigen lassen, ohne gleich ein Spritzgusswerkzeug bauen zu müssen.

Der Weg zum fertigen Teil ist dabei nicht immer derselbe. Manche Bauteile werden gedruckt oder gegossen, andere gefräst oder tiefgezogen. Danach beginnt oft ein zweiter Teil der Arbeit: Angüsse und Grate werden entfernt, Bohrungen gesetzt, Oberflächen lackiert oder Bauteile montiert. Welche Schritte nötig sind, entscheidet sich nicht erst in der Werkstatt, sondern oft schon in der Beratung: am Material, an der Form, an der späteren Belastung und daran, was der Kunde mit dem Teil als Nächstes vorhat. „Wir verkaufen nicht nur Maschinenlaufzeit, sondern vor allem Erfahrung“, sagt die Geschäftsführerin.

Darauf greifen auch Kunden aus der Medizintechnik zurück. „Unser umsatzstärkster Stammkunde ist Berlin Heart“, erzählt Waßmann. „Mit ihm haben wir damals die Herzunterstützungssysteme EXCOR mitentwickelt.“ Das System unterstützt Erkrankte, die auf ein Spenderherz warten. FASTPART produziert dafür unter anderem Akkugehäuse und Gehäuseelemente.

Auch für das Schweriner Unternehmen Human Med entstehen in Marzahn Gehäuse, Knöpfe und Drehschalter. Sie sind für ein Gerät zur Wasserstrahl-Liposuktion bestimmt, bei der Fettgewebe mit einem feinen Wasserstrahl gelöst wird. Dabei geht nicht jede Anwendung gleich unter die Haut. Für den bekannten Tastatur- und Maushersteller Cherry entwickelte FASTPART eine Hygiene-Maus und eine Tastaturlösung. Der Anstoß kam aus dem Medizinbereich, weil in Kliniken, Arztpraxen und Laboren besondere Anforderungen an Reinigung und Desinfektion gelten.

Die Medizintechnik zeigt besonders gut, warum kleine Serien und Erfahrung zusammengehören. „Hier sind die Stückzahlen oft so gering, dass sich eine Serienfertigung nicht lohnt“, sagt Waßmann.



Aranka Waßmann
Geschäftsführerin
FASTPART
Kunststofftechnik
GmbH



Datenaufbereitung und Konstruktion mit 3D-Software

Zugleich müssen Materialien langfristig verfügbar sein, Dokumentationen länger aufbewahrt werden, Qualität und Präzision dauerhaft stimmen. Trotzdem legt sich FASTPART nicht auf diese eine Branche fest. Denn Kunststoffe werden in vielen Bereichen gebraucht, von Automotive bis zur Mess- und Regeltechnik.

Dass mittlerweile in immer mehr Unternehmen eigene 3D-Drucker stehen, sieht Waßmann gelassen: „Der Weg vom Entwurf zum belastbaren Bauteil ist nicht mit dem Kauf einer Maschine erledigt“, sagt sie. „Unsere Kunden kommen zu uns, weil wir wissen, wo auf diesem Weg die Stolperstellen liegen.“ ■ *kd*

Therapie für den Alltag

Bei Depressionen oder Angststörungen sind digitale Therapien längst angekommen, bei Schizophrenie kaum. Kiso Health will das ändern und bringt psychotherapeutische Übungen per App direkt in den Alltag der Betroffenen.

Schizophrenien gehören zu den komplexesten psychischen Erkrankungen. Sie verlaufen häufig in Phasen. Wahnhafte Überzeugungen, akustische Halluzinationen und Antriebslosigkeit gehören zu den häufigsten Symptomen. Unbehandelt ist sozialer Rückzug beinahe vorprogrammiert. In Deutschland sind rund 800 000 Menschen davon betroffen. Medikamente helfen. Zusätzlich wird eine Psychotherapie dringend angeraten, um mit der Erkrankung gut im Alltag umgehen zu können. Genau daran fehlt es oftmals. Nur ein Bruchteil der Betroffenen erhält tatsächlich einen ambulanten Therapieplatz.

„Viele Betroffene können es sich aufgrund ihrer Symptomatik gar nicht zumuten, dreißig verschiedene Therapeut:innen anzurufen“, sagt Marco Anzaldo. „Hinzu kommt, dass viele Behandelnde nicht auf Schizophrenien spezialisiert sind. Ohne Psychotherapie ist die Rückfallrate aber hoch.“

Das kann einen Krankenhausaufenthalt bedeuten. Mit jeder weiteren Episode sinkt die Chance auf eine vollständige gesundheitliche Erholung.“ Genau an dieser Versorgungslücke setzt Kiso Health an.

Herzstück des Berliner Start-ups ist Kiso Mind. Die Smartphone-App überträgt zentrale Elemente der kognitiven Verhaltenstherapie in den Alltag der Betroffenen. Sie lernen dabei Strategien, um mit belastenden Gedanken, Ängsten oder sozialen Situationen besser umzugehen. Hinzu kommen Bausteine aus dem metakognitiven Training, bei dem die eigenen Denk- und Wahrnehmungsmuster hinterfragt werden. Manche Übungen dauern nur wenige Sekunden, andere mehrere Minuten.

Entwickelt wird Kiso Mind nicht am Reißbrett. „Wir arbeiten regelmäßig mit mehr als 50 Betroffenen zusammen, die uns helfen, die App zu verbessern“, sagt Anzaldo. Die Anwendung ist bereits als Medizinprodukt mit CE-Kennzeichen verfügbar und wird von ersten Behandlungsteams aus Kliniken und Ambulanzen eingesetzt. Zugleich wird sie wissenschaftlich untersucht. Eine erste Usability-Studie mit 19 Teilnehmenden ist abgeschlossen und veröffentlicht. Derzeit läuft an der Charité – Universitätsmedizin Berlin eine randomisiert-kontrollierte Pilotstudie, die erstmals auch Hinweise auf ihre Wirksamkeit liefern soll. Die Ergebnisse werden im November 2026 erwartet. Danach soll eine größere Wirksamkeitsstudie folgen.

„Schizophrenie ist im Vergleich zu anderen psychischen Erkrankungen so exotisch und gleichzeitig so menschlich. Das hat mich von Anfang an fasziniert“, sagt Anzaldo. Nach seinem Master in Klinischer Psychologie begann er eine Psychotherapieausbildung und sammelte erste Erfahrungen mit Betroffenen. „Gleichzeitig bin ich sehr technikinteressiert“, erzählt er. „Ich habe mich gefragt, warum es für so viele andere psychische Erkrankungen Apps und digitale Therapien gibt, nicht aber für Schizophrenie.“ Der Funke war entzündet und die Idee zu Kiso Health geboren.

Mit seinem Bruder Luca holte er einen Informatiker und Softwareentwickler ins Team und mit Kerem Böge einen wissenschaftlichen Part. Der Psychologieprofessor leitet an



der Charité den Forschungsbereich Psychosen und Schizophrenien. Zwei Förderprogramme halfen beim Start: erst das Berliner Startup Stipendium, dann EXIST. Im Juli 2024 wagten die drei den nächsten Schritt und gründeten die Kiso Health GmbH.

Mittlerweile ist das Team zu sechst und das Büro in der Gründungsvilla in Dahlem wurde zu eng. Deshalb ist Kiso Health im September 2026 ins Charlottenburger Innovations-Centrum CHIC gezogen und begeistert: „Mitten in Charlottenburg ist viel los und wir freuen uns auf den Austausch mit der Community.“

Im CHIC will Kiso Health weiter wachsen. Kiso Mind soll Teil der Regelversorgung werden. Dann könnten Krankenkassen die App erstatten und Ärztinnen oder Psychotherapeuten sie ihren Patient:innen verschreiben. Gleichzeitig soll die App persönlicher werden und mit künstlicher Intelligenz die Übungen besser auf die Nutzenden abstimmen. Aus einer Sammlung therapeutischer Angebote könnte so Schritt für Schritt eine individuellere Begleitung werden. Dabei denkt das Team längst über Schizophrenie hinaus. „Unsere große Vision ist, auch die Behandlung anderer komplexer psychischer Erkrankungen durch digitale Möglichkeiten deutlich zu verbessern“, sagt Anzaldo. ■ *kd*



Das Kiso-Health-Team v.l.n.r.: Rens Pennings (Software Engineer), Matthias Schultze-Kraft (Data Scientist), Sarah Mayr (Psychologin), Marco Anzaldo (CEO, Psychologe), Luca Anzaldo (CTO, Informatiker). Nicht im Bild: Mitgründer und Psychologieprofessor Kerem Böge